



**Grußwort**  
**von Erzbischof em. Dr. Robert Zollitsch**  
**bei der Gedenkfeier**  
**anlässlich der Deportation von Donauschwaben**  
**vor 70 Jahren in die UdSSR**  
**Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm**  
**am 17. Januar 2015**

Sehr geehrter Herr Direktor Glass,  
werter Herr Oberbürgermeister Gönner,  
verehrte Landsleute, werte Gäste,  
meine sehr verehrten Damen und Herren!

Im Dezember des zu Ende gegangenen Jahres fragte mich ein Reporter des „Mannheimer Morgen“, wie ich als Schüler Weihnachten gefeiert habe. Ich war froh, dass er mich nicht fragte, wie ich als Kind Weihnachten gefeiert hatte. Die Antwort darauf wäre mir schwer gefallen. Denn in der vergangenen Weihnacht gingen meine Gedanken immer wieder siebzig Jahre zurück an das „Weihnachtsfest 1944“, das zweifellos das schlimmste in meinem Leben war. Mein Vater und mein ältester Bruder waren als Soldaten irgendwo an der Front. Auf den Tag genau ein Monat vor Weihnachten war mein damals sechzehnjähriger Bruder Josef von Titos Partisanen mit 211 anderen Männern zwischen sechzehn und sechzig Jahren aus meinem Heimatort grausam abgeschlachtet und in drei Massengräbern verscharrt worden. Drei Tage vor dem Fest kam meine Mutter krank von der Zwangsarbeit zurück. Mit aller Kraft schleppte sie sich mit mir noch in das nahe Geschäft, um zu sehen, ob es vielleicht doch etwas gäbe, was man für Weihnachten besorgen könne. Während meine Mutter krank im Bett lag, versuchte ich als Sechsjähriger unseren Christbaum zu schmücken. Am „Heiligen Tag“, wie der 25. Dezember bei uns genannt wurde, war wie üblich am Morgen der Gottesdienst. Von ihm hielt unser damaliger Kaplan Paul Pfuhl fest: „Wer nur konnte, war in der Kirche und empfing die hl. Sakramente. Welch lebendiger Glaube, welche Sehnsucht nach dem Erlöser offenbarte sich darin, dass trotz allem die hoffnungsfrohen Lieder ertönten, von Menschen mit

tränengefüllten Augen und verwundeten Herzen gesungen.“<sup>1</sup> Und wie wenn der Teufel Regie geführt hätte, so etwas kann man ja nur mit satanischer Bosheit inszenieren, stieg der „Kleinrichter“ (Gemeindediener) nach dem feierlichen Hochamt um 11 Uhr auf seinen Verkündstock vor der Kirche und vermeldete, dass alle Frauen im Alter von 18 bis 40 und alle Männer von 17 bis 45 Jahren sich gleich am Nachmittag um 14 Uhr vor dem Gemeindehaus (Rathaus) einzufinden hätten. So endete das Weihnachtsfest. Noch am gleichen Abend bzw. z.T. in den beiden folgenden Tagen mussten 239 Frauen und Männer aus meinem Heimatort Filipowa in der Batschka ihre Heimat verlassen, um in Viehwaggons zur Zwangsarbeit nach Russland deportiert zu werden. Unter ihnen war meine Tante, die drei Töchter in meinem Alter bei unserer Großmutter zurück lassen musste. Was diese Frauen und Männer in den Kohlengruben, in der Arbeit in den Wäldern Russlands, auf den Kolchosen, in den Ziegelfabriken und auf den Flugplätzen mitgemacht haben, ist unbeschreiblich. Dreiundfünfzig meiner nach Russland deportierten Landsleute, und das ist fast ein Viertel, haben diese Strapazen nicht überlebt. Viele von denen, die überlebten, wurden krank und physisch gebrochen – nach drei, vier oder gar erst fünf Jahren – aus dieser Zwangsarbeit entlassen.

Auch heute, fünfundsechzig Jahre, nachdem dieses Martyrium vorbei ist, erschüttern mich die Berichte. Zugleich staune ich, wie diese Deportierten es fertig brachten, zu beten – selbst auf dem Marsch zur Arbeit; wie sie es schafften, Gottesdienste zu feiern und Lieder zu singen. Ich stehe aber auch schweigend und mit hohem Respekt vor den Zweifeln und Verzweiflungen so mancher von ihnen. Für meine Tante endete diese qualvolle Tortur erst nach fünf Jahren. Nach ihrer Entlassung kam sie gemeinsam mit meinem Onkel zu Besuch zu uns. Sie hat fast nichts von diesen furchtbaren fünf Jahren erzählt. Das Erlebte hatte ihr die Sprache verschlagen. Als wir dann am Sonntagmorgen in den Nachbarort gemeinsam zum Gottesdienst gingen, sprach sich mich, den damals Zwölfjährigen, an und sagte: „Wir haben gebetet, zu Gott gerufen, mit Gott gerungen. Er hat uns nicht gehört. Da haben wir geschworen: Auch wenn wir diese Hölle je überleben: Wir werden nie mehr in eine Kirche gehen.“ Sie hat ihren Schwur – Gott sei Dank! – nicht gehalten. Sie hat ihre Familie wieder gefunden und auch neue Perspektiven. Sie blieb dabei, die Erinnerungen an Russland nicht anzusprechen. Ich habe sie damals verstanden und verstehe sie bis heute. Diese Wunden immer wieder aufbrechen zu lassen, ist schwer und verlangt ungeheure Kraft. Auch ich habe sechzig Jahre gebraucht, bis ich – danach gefragt – über meine eigene Deportation als Sechseinhalbjähriger ins Vernichtungslager Gakowa in der Öffentlichkeit gesprochen habe.

Umso dankbarer bin ich Ihnen, verehrte Verantwortliche des „Donauschwäbischen Zentralmuseums“, dass Sie zu dieser Gedenkveranstaltung anlässlich der Deportation von Donauschwaben vor siebzig Jahren in die UdSSR eingeladen haben. Dieser Frauen und Männer zu gedenken und die Erinnerung an sie wachzuhalten, ist uns Verpflichtung und Auftrag.

---

<sup>1</sup> Paul Mesli u.a., Filipowa – Bild einer donauschwäbischen Gemeinde, Bd 6, Wien 1985.

Diese Opfer von Krieg und Gewalt, von brutaler Menschenverachtung und erbarmungsloser Versklavung haben es verdient, dass wir ihrer gedenken. Und wir, die Überlebenden und Nachgeborenen, haben die Pflicht, uns darum zu bemühen, um mitzuhelfen, dass so etwas oder Vergleichbares nie wieder geschieht. Zudecken und Vergessen beschwören Gefahren herauf, nicht die Erinnerung und Tage des Gedenkens.

Der Versuchung und der Gefahr des Vergessens und Verdrängens wollen wir heute hier begegnen. Unser Blick richtet sich dabei sowohl in die Vergangenheit als auch auf Gegenwart und Zukunft. In die Vergangenheit, weil Erinnerung immer auch Solidarität heißt, Solidarität mit den Opfern von Deportation, Hass und Gewalt. Wer all die menschlichen Schicksale, das vielfältige Leid, die menschenvernichtenden Strapazen der Deportation und Zwangsarbeitslager, die unfasslichen Geschehnisse um unsere Landsleute verdrängt, der macht sie ein weiteres Mal zu Opfern, zu Opfern des Vergessens. Wer nicht danach fragt, wie Menschen gelitten haben und umgekommen sind, hilft, sie heute zu töten. Der Opfer von Deportation und Zwangsarbeit zu gedenken, heißt nachzufragen, ihnen Aufmerksamkeit, ja ihnen Ansehen und Würde zu schenken und sich damit Gedanken zu machen – Gedanken gegen das Vergessen all der Grausamkeiten, gegen das Vergessen von Menschen in Verzweiflung und Not; Impulse zu setzen gegen Gedankenlosigkeit und Gleichgültigkeit. Wir wissen uns verbunden mit unseren Verwandten und Landsleuten, mit den zur Zwangsarbeit Deportierten und allen, die unschuldig und auf grausame Weise zu Opfern skrupelloser Machtinteressen und menschenverachtender Politik wurden.

Solche Erinnerung ist immer auch Zumutung. Sie ist alles andere als bequem und angenehm, sondern ein Aufschrei, ein Anstoß für die Gegenwart. Dafür steht unsere heutige Gedenkveranstaltung. Sie lenkt unseren Blick nicht nur in die Vergangenheit, sondern ebenso in unsere Gegenwart, ja vor allem auch auf künftige Generationen. Sie will helfen, unseren Blick zu schärfen und ähnliche Unmenschlichkeiten, solche von Menschen herbeigeführten Katastrophen frühzeitig zu unterbinden. Nur eine konstruktive Auseinandersetzung mit den Verbrechen der Vergangenheit macht frei und eröffnet eine Zukunft in Menschlichkeit, Frieden und Gerechtigkeit.

In seinem Buch „una vita con Karol“ – „Ein Leben mit Karol (Wojtyła)“ – zeigt der langjährige Sekretär von Johannes Paul II., Kardinal Stanislaw Dziwisz, auf, worin das Geheimnis der Kraft und des Erfolgs des Lebens dieses Papstes bestand: im Mitleiden! Aus den persönlichen Begegnungen mit Menschen, aus der Betroffenheit über ihr Schicksal, aus dem empathischen Einlassen auf ihre Not traf er seine Entscheidungen und fand er die Kraft, sie durchzusetzen. Aus Passion wurde Aktion, aus Mitleid klares entschiedenes Handeln. Die Verbundenheit mit den nach Russland zur Zwangsarbeit Deportierten und die Betroffenheit über ihr grausames Schicksal hat uns zu dieser Gedenkveranstaltung zusammengeführt. Je mehr deren Schicksal uns lebendig in Erinnerung gerufen und uns vor Augen gestellt wird, desto mehr wird uns bewusst, wie sehr wir auch heute – fünfundsechzig bis siebzig Jahre danach –

mit diesen Menschen leiden und wie sehr wir uns in Solidarität mit ihnen verbunden wissen. Nicht zuletzt schöpfen wir aus unserer Solidarität und aus unserem Mitleiden die Kraft zur Erinnerung. Unser Mitleiden, unsere Compassion, will zur Aktion werden: zur Aktion gegen das Vergessen für aktive Erinnerung, d.h. um alles zu tun, dass solche Verbrechen nie wieder geschehen.